

fool; he thinks he can keep his wife honest by keeping her ignorant; he does not see that sooner or later the slumbering instincts will awake and she is in great danger of seeking elsewhere what her husband denies her; he does not understand that only by instructing her and then trusting to her affection for him, and to her inborn decency he can be sure of her constancy. The moral is here so apparent that if Macaulay did not see it, it is only because he was prejudiced.

The moral aim of *The Plain Dealer*, too, is recognized by the best modern critics. We may be permitted to quote their verdicts. Professor Schelling calls the author "at heart a moralist", and speaks of the play's "honest purpose to castigate vice".¹⁾ And Perromat says: "Et savez-vous bien qu'en exaltant ainsi la haine du mensonge et l'amour de la vérité, Wycherley est tout aussi moral que n'importe quel autre, et même très moral". (p. 401.) — Not the whole play is equally excellent. Here and there it is uncouth — overdone; — but moral it is all the same.

Overdone also in its by-work. The conversations of Olivia and Eliza (II, 1) as well as of Olivia with Novel and Lord Plausible (II, 1), are, it seems to us, farcical exaggerations. We quite agree with Mr. Palmer, who considers Olivia as. "Wycherley's ludicrously malignant study in female depravity" (p. 136), if we may but emphasize the unfavourable meaning of ludicrous.

And poor little Fidelia, and the terrible message she has to bear to Olivia? Well, whom had she to thank for it but herself? Nobody advised her to put on boy's clothes.

Winterswijk.

W. HELDT.

ASSIMILATION, DISSIMILATION, METATHESIS UND HAPLOLOGIE.

Über das Wesen der Angleichung, der Verunähnlichung, der Umstellung und des Silbenschwunds sind zwar schon vielfach Meinungen geäußert, aber endgültige Lösungen sind noch nicht erzielt worden. Zuletzt hat sich Ernst Schopf in einer verdienstlichen Schrift ('Die konsonantischen Fernwirkungen: Fern-Dissimilation, Fern-Assimilation und Methathesis' Göttingen 1919) über die drei ersten dieser unter einander zusammenhängenden Fragen geäußert und hat damit unsre Erkenntnis ganz entschieden gefördert. In einigen Punkten hoffe ich über Schopf hinausgekommen zu sein und lege hier meine Ergebnisse als mein Scherflein zur Lösung jener schwierigen Fragen vor.

Wie manche seiner Vorgänger macht Schopf, nachdem Meillet M. S. L. XII 14 fg. vorangegangen war, einen scharfen Schnitt zwischen den Nahwirkungen (Veränderungen sich berührender Laute) und den Fernwirkungen (Veränderungen sich nichtberührender Laute). Beide hält er darum so stark auseinander, weil er die ersteren im wesentlichen von physiologischen, die letzteren von psychologischen Bedingungen abhängig glaubt (z. B. S. 15).

¹⁾ *Cambr. Hist.* VIII p. 145.

Die Verschiedenheit in der Erklärung der beiden Spracherscheinungen hat er aber keineswegs in ihrem verschiedenen Wesen begründet. S. 36 sieht er ebenso wie Meillet M. S. L. XII 15 den Unterschied zwischen Nah- und Fernverunähnlichung darin, daß in dem einen Fall das Beibehalten einer Artikulation, im andern das erneute Ausführen dieser eine Rolle spielt; derselbe Unterschied läßt sich auch bei den andern Nah- und Fernwirkungen geltend machen. Es wird aber übersehen, daß dieser Unterschied nicht der einzige ist, sondern daß andre mit ihm in innerem Zusammenhang stehen.

Wer das Wesen von Angleichung und Verunähnlichung an Beispielen sich klar zu machen sucht, wird immer wieder die Erfahrung machen, daß die Häufigkeit der beiden Erscheinungen je nach Nah- oder Fernwirkung umgekehrt ist. Nahangleichung ist sehr viel häufiger als Nahverunähnlichung, aber bei der Fernwirkung ist umgekehrt die Verunähnlichung häufiger als die seltene Fernangleichung. Wie ist das zu verstehen? In Verbindung mit Meillets Beobachtung kann man den Unterschied auch so ausdrücken. Die Sprache zieht es vor, eine begonnene Artikulation fortzusetzen statt umzuändern. Handelt es sich aber darum, nach einer Unterbrechung durch einen andern Laut eine früher ausgeführte Artikulation zu wiederholen, so zieht die Sprache eine kleine Abänderung der Wiederholung vor. — Vergleicht man in anderer Weise, so ist die Nahangleichung bei weitem häufiger als die Fernangleichung, dagegen die Nahverunähnlichung ist, wie mir trotz Meillet M. S. L. XII 33 vorkommt, seltner als die Fernverunähnlichung. Hier erscheint also das eine Mal das Beibehalten der Artikulationsstellung wichtiger als das erneute Ausführen einer Artikulationsbewegung, das andre Mal unwichtiger. Wie löst sich dieser Widerspruch? Ich glaube, hier hilft nur eine Zerlegung der Artikulationen in ihre Teile.

Ein Laut wird bekanntlich nicht durch die Bewegung oder Stellung eines einzigen unsrer Sprachwerkzeuge hervorgebracht, sondern setzt sich aus den Bewegungen und Stellungen mehrerer zusammen. Es sind beteiligt die Lippen, der Unterkiefer, die Zunge in ihren verschiedenen Teilen, das Gaumensegel, der Kehldeckel, der Kehlkopf und die Atmungsorgane. Das muß man wohl im Auge behalten. Schopf hat das nicht getan und hat daher S. 208 die irrtümliche Lehre aufgestellt, daß bei den drei von ihm behandelten Fragen immer nur ein Lautelement des einen Konsonanten mit dem entsprechenden Lautelement des andern Konsonanten den Platz vertauscht. Darauf konnte er nur verfallen, weil er die Begriffe Artikulationsart, Artikulationsstelle, Kehlkopfartikulation und Quantität (S. 204) einsetzte, statt neben der Zeit die artikulierenden Sprachwerkzeuge zu prüfen. Bereits Berl. Phil. Woch. 1920, Sp. 817 habe ich diesen Irrtum Schopfs gestreift. Wenn *arbor* zu *abor* geworden ist, hat sich allerdings nur die Stellung der Zunge verändert. In manchen andern Fällen aber sind bei der Fernwirkung zwei Sprachwerkzeuge beteiligt. So hat *meretrix* nur dadurch zu *menetrix* werden können, daß die Zungenspitze fest an die Alveolen und die Zungenränder an die Oberzähne angelegt wurden, um den Mundraum zu verschließen, und das Gaumensegel gesenkt wurde. Rechnet man die Veränderung der Lage der Zungenspitze und der Zungenränder als eine einheitliche Bewegung, so hat man hier immer noch die Veränderung von zwei Sprachwerkzeugen.

Häufig kommt derartiges nicht vor, aber es fehlt doch nicht, wie Schopf meint. Mehr als zwei Veränderungen habe ich bei Fernwirkungen verschiedener Art kaum feststellen können, im Gegensatz zu den Nahwirkungen. Und das verdient besonders ausgesprochen zu werden.

Während bei den Fernwirkungen die Veränderung in der Stellung zweier Organe ganz selten ist, findet sie sich bei den Nahwirkungen viel häufiger. Wenn z. B. das *m* von lat. *somnus* aus *p* entstanden ist, hat sich die Stellung des Gaumensegels und der Stimmbänder geändert. Darüber hinaus gibt es bei der Nahwirkung auch Fälle mit dreifacher Veränderung. Das *nn* in *Πελοπόννησος* konnte nur dadurch aus *sn* entstehen, daß der erste Mitlaut die Stellung der Zungenspitze, des Gaumensegels und der Stimmbänder veränderte. Ja, es fehlen auch vierfache Umgestaltungen nicht. So treten bei hom. *ἔμμεναι* aus **εορμεναι* zu den ebengenannten drei Organen auch noch die Lippen hinzu; vielleicht hat man als Fünftes sogar eine Bewegung des Unterkiefers mitzurechnen. Bei der Nahverunähnlichung gibt es nur wenig Fälle, wo die Veränderung mehr als zwei Organe betrifft (z. B. arm. *hawr* aus **pətr*:-: *Καμπαδοκία* aus *Καππαδοκία*). Hier trifft es also nicht zu, daß die Veränderung der einen Artikulation die anderer leicht nach sich zieht, wie Meillet M. S. L. XII 17, entsprechend seinen Ausführungen I. F. X 63, fg. meint.

Es kommt noch ein weiterer Unterschied zwischen Nah- und Fernwirkung hinzu. Nicht völlig gleiche, also nur ähnliche Laute sind bei den Nahwirkungen viel häufiger Ziel- oder Ausgangspunkt als bei den Fernwirkungen. Unter den letzteren sind solche wie ai. *karmanā* 'durch die Tat' aus **karmanā* oder frz. *žušk* aus *žusk* (= *jusque*, nach Meillet M. S. L. XII 16) auf der einen Seite und solche wie assyr. *narkabtu* 'Streitwagen' aus **markabtu* oder cech. *žebro* 'Rippe' aus *řebro* selten.

Das alles ist aber schließlich wohl begreiflich. Wenn Nachbarlaute teilweise gleich artikuliert werden, dann wird die Gefahr der Störung wachsen mit der Zahl der gleichen Artikulationen. Am häufigsten werden daher Vollangleichungen sein aus Lauten, die nur in einer einzigen Artikulation geschieden waren. Stärker verschiedene werden an sich nicht so leicht der Störung ausgesetzt sein, werden aber auch nicht ebenso leicht zur Vollangleichung führen, weil dazu stärkere Veränderungen nötig sind. Verständlich wird es auch sein, wenn Nachbarlaute, die mehrere Artikulationen gemeinsam besitzen, die Zahl der gemeinsamen Artikulationen eher vergrößern als verringern; denn es wird mehr Aufmerksamkeit dazu gehören, solche Laute auseinanderzuhalten als sie mehr oder weniger zusammenfließen zu lassen. Die Zahl der Nahangleichungen muß also viel größer sein als die der Nahverunähnlichungen.

Ähnliche Nachbarlaute werden sich leichter gegenseitig stören als zwei getrennte Laute. Darum ist die Zahl der Fernwirkungen geringer als die der Nahwirkungen. Am meisten werden sich natürlich diejenigen Laute dabei stören, die am meisten gleiche Artikulationen haben, also die gleichen Laute. Bei diesen kann die Störung nur darin bestehen, daß sie verschieden werden. Also müssen bei den Fernwirkungen die Verunähnlichungen häufiger sein als die Angleichungen.

Zwei gleiche Nachbarlaute können sich nicht leicht stören. Hier werden ja die Artikulationen bis auf ganz verschwindende Fälle gar nicht doppelt ausgeführt, sondern das Ganze ist meist ein Laut, der nur durch verschiedenen Druck in zwei Teile zerlegt wird. Daß diese beiden Teile verschieden gestaltet werden, ist naturgemäsz recht selten: in den indogermanischen Sprachen finden sich daher nur wenig Beispiele, wie *κάμβαλε* für *κάββαλε*; in den semitischen Sprachen ist das nichts Außergewöhnliches wie assyr. *inambi* 'er ruft' aus *inabbi*. Das Hauptfeld für die Nahverunähnlichung beginnt erst bei den Lauten, die eine Artikulation oder noch mehr (z. B. siz. *angelu* mit *g* als Affrikata > *anóilu* s. Meyer-Lübke Gramm. rom. Spr. I 420) nicht gemein haben. Da diese aber eher zur weiteren Angleichung als zur Verunähnlichung neigen, wie schon auseinandergesetzt, wird die Nahverunähnlichung, wenigstens in den indogermanischen Sprachen, immer eine verhältnismäßig seltene Erscheinung sein. So versteht man, daß man eher Fernverunähnlichung antreffen wird.

Daß man bei der Nahangleichung am ehesten einmal mehr als zwei Veränderungen antrifft, ist auch begreiflich, wenn man bedenkt, daß zur Verunähnlichung zwei Veränderungen schon übergenug sind und daß Fernangleichung nicht in betracht kommt, wenn die Artikulationen der ursprünglichen Laute zu weit auseinander gehen. Letzteres erklärt auch, warum bei den Fernwirkungen Angleichung zu einem nichtgleichen Endlaut viel seltner ist als bei Nahwirkung; die Fernwirkung ist da überhaupt fast darauf beschränkt, daß zwei nur in einer Artikulation auseinandergehende Laute völlig angeglichen werden. Und daß für Verunähnlichung der Ausgangspunkt ganz selten bei Fernstellung ungleicher Laut ist, hat wieder denselben Grund, während es bei Nahstellung ungleicher Laut, wie erwähnt, gewöhnlich ist.

Bei Fernverunähnlichung beschränkt sich also die Veränderung meist auf ein Organ, und der Ausgangspunkt ist fast immer Gleichheit der Laute. Von hier aus läßt sich, glaube ich, zeigen, dasz lat. *qu* in *quinque* in einer Vorstufe des Lateinischen ein einziger Laut also ein Labiovelar und nicht die Verbindung eines Gutturals mit einem konsonantischen *u* gewesen sein wird. Wäre letzteres der Fall gewesen, dann würde das *p* von **perquæ* nicht angeglichen worden sein; denn eine Angleichung des *p* an *k + u* zu *k + u* würde ein so verwickelter Vorgang sein, wie er sich bei der Fernangleichung sonst gar nicht beobachten läßt: er würde bedingen 1) eine Zerlegung in zwei Laute, 2) Veränderung der Lippenstellung und 3) Veränderung der Zungenstellung beim ersten Laut, 4) Veränderung der Lippenstellung und 5) Umstellung der Stimmbänder beim zweiten Laut. War dagegen lat. *qu* in der Vorzeit ein Labiovelar, so wurde verändert die Stellung: 1) der Lippen, 2) der Zunge; das hält sich in den Grenzen der sonstigen Veränderungen. Hieraus ergibt sich als Maßstab für die Stärke der Veränderung die Größe der Verschiedenheit der Artikulationen bei den Anfangslauten im Fall der Angleichung und bei den Endlauten im Fall der Verunähnlichung.

Nicht genügend beachtet scheint mir bisher auch das Zusammenwirken mehrerer Anlässe bei den in Frage stehenden Lautveränderungen. In meiner Charakteristik des lateinischen Lautsystems N. G. G. 1919 habe

ich mehrfach (S. 243-246, 273; 266) darauf hinzuweisen Gelegenheit gehabt. So treffen Angleichung und Verunähnlichung in einer Veränderung zusammen. Zwei Nahwirkungen sind mit einander verbunden in altlat. *ueicus*, das aus **uolkos* entstanden ist. Hier ist das *o* vor dem vorausgehenden gerundeten *u* zurückgewichen und hat sich zugleich dem folgenden nicht-gerundeten *i* genähert. Zwei Fernwirkungen kann man an *lotarius* aus *lolarius* beobachten: indem das erste *r* dem zweiten nachgab, schloß es sich zugleich an das erste *l* an.

Es verbinden sich aber auch Nah- und Fernwirkung in dieser Art. Ich habe aber nur für Nahangleichung zusammen mit Fernverunähnlichung sichere Beispiele wie lat. *Perpenna* aus *Perperna*. Meine Beispiele für Nahverunähnlichung zusammen mit Fernangleichung sind alle mehr oder weniger zweifelhaft. Wenn span. *mermar* aus **min(i)mare* entstanden ist, besteht die Möglichkeit, daß nicht nur (neben dem ersten *m*) das zweite *m* verunähnlichend auf *n* eingewirkt hat, sondern daß außerdem auch das *r* angleichend von Einfluß war. Daß derartige Beispiele im allgemeinen fehlen, ist natürlich; denn sie setzen die Verbindung der beiden seltenen Fälle voraus: Fernangleichung und Nahverunähnlichung, die beiden zusammen können eben nur selten einmal das leisten, was das eine allein in der betreffenden Sprache nicht fertig bringt.

An dem Beispiel *menmar* haben wir schon sehen können, daß sich auch innerhalb der Verunähnlichung Nah- und Fernwirkung gegenseitig stützen können; denn vermutlich hat auf das *n* nicht nur das zweite *m* gewirkt, sondern auch das erste. Solche Beispiele gibt es vielleicht häufiger, als bisher beobachtet worden ist, aber nur bei der Verunähnlichung, kaum einmal auch bei der Angleichung wie bei *Agrigentum* aus **Akriǵentum*, weil das, was die starke Kraft der Nahangleichung nicht fertig bekommen kann, die hinzukommende schwache Kraft der Fernangleichung auch nicht erreicht. Ich nenne als weitere Fälle der Verunähnlichung *carmen*, *germen* aus **canmen*, **genmen*.

Die Fälle der Verquickung von Nah- und Fernwirkung lassen Zweifel aufkommen, ob die scharfe Trennung, die Schopf mit Meillet vornimmt, berechtigt ist. Soll wirklich die Nahwirkung im wesentlichen von physiologischen und die Fernwirkung im wesentlichen von psychologischen Bedingungen abhängen? Sollen also in solchen Fällen der Verquickung die beiden Bedingungen zusammengewirkt haben? Soll z. B., wenn im Russischen *ěto* d. h. *těto* zu *što* geworden ist, die angleichende Wirkung des *š* physiologischer und die verunähnlichende des zweiten *t* psychologischer Natur sein? Ich glaube, auch bei der Nahwirkung spielen stets psychologische Kräfte eine Rolle. Voßler hat Positivismus und Idealismus in der Sprachwissenschaft S. 63 sicher mit Recht der Sprachwissenschaft die Aufgabe zugewiesen, 'den Geist als die alleinig wirkende Ursache sämtlicher Sprachformen zu erweisen'. Wer das übersieht, verzichtet auf eine glaubliche Erklärung der Spracherscheinungen.

Aber auch die Bedingungen für die Fernwirkungen hat Schopf verkannt. Es kann gar kein Zweifel sein, daß sie genau so gut physiologischer Natur sind wie bei den Nahwirkungen. Wie kommt es denn, daß nur ganz bestimmte

und unter einander in mehr oder weniger Artikulationen gleiche Laute den Fernwirkungen ausgesetzt sind? Doch nur, weil die Physiologie dieser Laute die Veränderungen bedingt. Also bei Nah- und Fernwirkung psychische Kräfte und physiologische Bedingungen. Das stimmt auch erst ganz zu dem, was Ernst Otto in seiner Schrift 'Zur Grundlegung der Sprachwissenschaft' S. 8 fg. über die Entwicklung in der Sprache erkannt hat. Die Sprache ist, wie Hoffmann Krayer in der Festschrift zur Baseler Philologenversammlung S. 493 richtig ausgesprochen hat, 'ein durch die Physis bedingter Ausdruck der Psyche'.

Die Art und Weise, wie Schopf psychologisch an die Fernwirkungen herantritt, habe ich Berl. Phil. Woch. 1920, 813 als einen Fortschritt begrüßt. Ich bekenne auch jetzt noch, daß sie mich gefördert hat, obwohl ich inzwischen seine Auseinandersetzungen als teilweise verfehlt erkannt habe. Von der Fernverunähnlichung sagt Schopf S. 35, Hoffmann-Krayer folgend, es herrsche bei dem Sprechenden 'das dunkle Gefühl, daß der betreffende Laut schon vorhanden ist und daher nicht mehr artikuliert zu werden braucht'. Das kann ich mir für den Fall des Lautwechsels nicht denken. Soll, wer zuerst in dem Wort *Marmel* ein *l* für ein *r* gesprochen hat, das dunkle Gefühl gehabt haben, daß er mit dem *l* ein *r* gesprochen habe? Und wie soll es in dem doch viel häufigeren Fall sein, daß sich der zweite Laut durchsetzte? Ich vermute, daß sich Schopf hierbei den Vorgang ähnlich vorstellt, wie er ihn S. 45 an der Umstellung der *r* in *cocodrillus* für *crocodillus* beschrieben hat; dort sagt er: 'der Vorgang kann sich bereits im Bewußtsein vor dem Aussprechen abspielen; bei *cocodrillus* müßte man sich denken, daß im Bewußtsein das *r* perseverierte und so eine Zufügung hinter dem *d* der dritten Silbe veranlaßte. Beim Aussprechen wirkte dann das Gefühl, daß das *r* weiter hinten schon vorhanden sei; es wurde daher in der ersten Silbe, wo es von Rechts wegen hingehörte, weggelassen'. Ist das richtig? Ich kann mir nicht denken, daß der Vorgang so verwickelt ist. Ja ich habe überhaupt den Eindruck, als arbeite Schopf zuviel mit dem Begriff des 'Gefühls', das mir zu nahe an Bewußtseinszustände heranreicht.

Mir erscheinen die sämtlichen Veränderungen in Nah- und in Fernstellung, mögen es Angleichungen, Verunähnlichungen, Umstellungen oder Silbenschwund sein, in gewisser Hinsicht unter ein- und demselben Gesichtspunkt: es handelt sich jedesmal um eine unmittelbare oder mittelbare Folge von gleichen oder ähnlichen Lauten. In dieser Folge stecken Schwierigkeiten für die Aussprache. Sie können vollständig überwunden werden bei langsamem und aufmerksamem Sprechen. Aber sehr oft spricht man nicht langsam, und vor allem achtet man zumeist gar nicht auf das gerade zu Sprechende, weil die Gedanken für gewöhnlich auf den Inhalt gerichtet sind und das Wort nur vorbereiten, ehe es ausgesprochen wird. Daher kommt es ja auch, daß man sich eines Versehens beim Sprechen oft auch hintennach gar nicht bewußt wird. Wie schnelles Sprechen, verbunden mit Unachtsamkeit, zu den verschiedensten unter den vier hier behandelten Spracherscheinungen führt, erprobt man am besten an den bekannten Sprechkunststückchen 'der Kottbuser Postkutscher putzt den Postkutschkasten' und 'Fischers Fritze fischt frische Fische, frische Fische fischt Fischers Fritze'. Dabei ver-

spricht man sich fast regelmäßig, wenn man schnell spricht und nicht durch verschärftes Aufpassen und gekünstelten Rhythmus die Klippen zu umschiffen versteht. Der Grund liegt klar zu Tage: die Sprachwerkzeuge versagen ihren Gehorsam. So ist es auch beim gewöhnlichen Sprechen. Der Sprechende pflegt nicht so genau auf seine Sprache zu achten: infolgedessen führen die Sprachwerkzeuge manchmal das, was er sprechen will, nicht richtig oder nicht vollständig aus. Die Gefahr hierfür steigt, je mehr ähnliche oder gleiche Artikulationen vorzunehmen sind. Um bei dem Beispiel *crocodillus* zu bleiben, so kommt an Schwierigkeiten mehr in betracht, als Schopf angibt. Dreimal steht im Silbenanlaut ein Mundverschlußlaut, darunter zweimal derselbe, die Zunge hat also dreimal schnell hinter einander einen Verschluß zu bilden und wieder aufzuheben; dazu kommt zweimal derselbe Selbstlaut (in den beiden ersten Silben) und schließlich hat die Zunge in *r* und *l* zwei zwar nicht gleiche, aber in mancher Beziehung ähnliche Artikulationen auszuführen. Das Wort enthält also eine Häufung von Schwierigkeiten. Da bedeutet es eine gewisse Erleichterung, wenn die Verbindung der Artikulationen für *co* noch einmal vorausgenommen wird, ohne durch die *r*-Artikulationen unterbrochen zu werden, und die beiden letzten Silben die gleiche Folge der Artikulationen für Liquida-Selbstlaut übernehmen, zumal die vom Sprecher beabsichtigte Folge Verschlußlaut-Zitterlaut beibehalten wird.

Ganz ähnlich liegt die Sache bei der Nahumstellung. Die Schwierigkeit, die Schopf sich selbst S. 50 fg. mit der Frage nacht, ob der eine Laut über den andern hinweggestellt sei, also mit Fernwirkung, oder ob beide ihren Platz vertauscht haben, also mit Nahwirkung, verschwindet bei dieser Auffassung ganz von selbst. Unser Wort *Wespe* hat ebenso wie lat. *vespa* die Folge *sp* durch Umstellung bekommen. Die Aussprache *ps* machte hier darum Schwierigkeiten — das pflegt übersehen zu werden¹⁾ — daß im Wortanlaut, also vor dem Selbstlaut, wie hinter ihm die Lippen in Tätigkeit zu treten hatten, die Folge *ps* aber in beiden Sprachen nicht häufig ist. Die Sprachwerkzeuge versagten den Dienst und erleichterten sich die Schwierigkeit durch Umstellung. Schopfs Frage ist dabei ganz unberechtigt. Ein Beispiel genau von derselben Art wie *Wespe* ist gr. *τίτω* aus **τίττω*. Auch hier lag die ungewöhnliche Lautverbindung *ττ* vor, auch hier war ein *τ* vor dem ihr vorausgehenden Selbstlaut zu artikulieren. Es sind also meist ganz besondere Schwierigkeiten, welche die Umstellung bedingen. Die Sonderbedingungen sind bei den sämtlichen vier in Frage stehenden Spracherscheinungen nicht immer genügend beachtet worden. Wenn man besser darauf Rücksicht nimmt, wird, wie ich schon Berl. phil. Woch. 1920, 814 hervorgehoben habe, auch bei den Fernwirkungen da und dort ein sog. Lautgesetz auftauchen.

Für die Vielseitigkeit der Bedingungen noch ein weiteres Beispiel! Ein Dienstmädchen redete meine Frau ganz regelmäßig '*Frau Professor*' an, während sie zu mir stets ganz richtig '*Herr Professor*' sagte. Das *r* ging auch in

1) Daß die seltene Verbindung Verschlußlaut + *s* auch sonst Schwierigkeiten machen kann und umgestellt wird, soll damit nicht geleugnet werden, vgl. die Beispiele bei Meillet M. S. L. XII 25.

Herr voraus; aber es machte keine Schwierigkeit, weil es sich in anderer Silbenstellung als in der ersten Silbe von *Professor* befand. Dagegen bei *Frau* hatte es nicht nur dieselbe Silbenstellung, sondern folgte auch wie in *Professor* einem Laut mit Lippentätigkeit, dazu kehrte das anlautende *f* von *Frau* im Anlaut der zweiten Silbe von *Professor* wieder. Die Verbindung dieser Umstände erst erschwerten die Aussprache der *r* in der ersten und letzten Silbe von *Professor*. Die Sprachwerkzeuge versagten den Dienst, sie ließen den Laut *r* an der schwierigen Stelle in der ersten Silbe von *Professor* weg. Als ich eines Tages das Mädchen darauf aufmerksam machte, wollte es ihr zuerst nicht gelingen, das *r* mitzusprechen, so sehr hatte sie bereits die Lautfolge *Frau Professor* eingeübt.

Unter den Fällen, die Schopf aus den lateinischen Inschriften heranzieht, befindet sich ein ganz besonders lehrreicher. Die häufig wiederkehrende Formel *bene merenti* kommt dreifach verschieden entstellt vor: als *mene merenti*, *beme merenti*, *bene nerenti*. Es liegt auf der Hand, daß hier außergewöhnliche Schwierigkeiten vorliegen. Sie stecken nicht nur in dem Wechsel der Mitlaute: Lippenlaut, Zahnlaut, Lippenlaut, Zahnlaut, Zahnlaut, Zahnlaut, sondern auch in dem vierfachen *e*, einem kaum oder nicht gerundeten Selbstlaut. In *bene meruit* u. a. waren die Schwierigkeiten nicht so groß; diese Formen blieben unangetastet. Das Richtige konnte darum den Sprechern gut im Gedächtnis bleiben, und die Angleichung fiel bei *bene merenti* verschieden, bei dem einen so, bei dem andern anders, aus.

Aus der — nicht großen — Zahl der Fernanähnlichkeiten hebe ich noch einen Fall heraus, der meist gar nicht dahin gerechnet wird, vermutlich weil er genau zu der entsprechenden Nahanähnlichkeit stimmt und 'lautgesetzlich' auftritt: der Wandel des ind. *n* in *ŋ* hinter *r*, *r*, *ŋ*. Whitney hat dafür Indische Grammatik § 189 die richtige Erklärung gegeben: 'Die Zungenspitze, einmal in die lose linguale ¹⁾ Lage gebracht durch die Aussprache eines lingualen Nicht-Verschlußlautes, strebt danach dort hängen zu bleiben und den nächsten nasalen Verschlußlaut in dieser Lage hervorzubringen; dies tut sie auch, wenn nicht der Neigung Genüge geleistet wird durch die Aussprache einer lingualen Muta, oder das Organ aus seiner Lage gebracht wird durch die Aussprache eines Lautes, welcher es zwingt, eine verschiedene Stelle einzunehmen. Letzteres ist nun nicht der Fall bei Gutturalen und Labialen, welche die Vorderzunge nicht bewegen'. Daß nur bei vorausgehenden 'lingualen' Nichtverschlußlauten die Wirkung eintritt, ist verständlich: nur der Dauerlaut, nicht der flüchtige Verschlußlaut vermag jene Wirkung auszuüben.

Dieses *ŋ* findet sich also hinter *r*, *r*, *ŋ*, gleichgültig, ob es unmittelbar oder durch einen Selbstlaut getrennt folgt: es heißt ebenso gut *karŋa* 'Ohr' wie *karana* 'Helfer'. Wie steht dazu die übliche Annahme, daß die Nahwirkung auf Lautwandel, die Fernwirkung auf Lautwechsel beruhe? Gewiß, es ist richtig, daß sich bei Fernwirkung Lautwechsel beobachten läßt, dafür liefert das obige *Frau Professor* ein Beispiel. Auf der andern Seite lassen sich für Nahwirkung Zwischenstufen nachweisen. Das einstige **syepnos*

1) Wegen der Aussprache der *r* ist Fontunatov K. Z. XXXVI 6 fg. zu vergleichen.

des Urindogermanischen hat die lateinische Zwischenstufe *somnus* durchlaufen, ehe es zu ital. *sonno* wurde. Aber ist das *pn* von **suepnos* wirklich durch ganz allmähliche Angleichung des *p* an *n* zu *mn* geworden, und hat dieses wiederum in unmerklicher Veränderung nur ganz allmählich *nn* ergeben? Könnte nicht *pn* durch Lautwechsel zu *mn* und dieses durch Lautwechsel zu *nn* geworden sein? Wird nicht das *n* in *kar_na* genau so zu *η* umgeändert sein wie in *kar_ηa*? Oder soll *η* in *kar_ηa* auf allmählichem Lautwandel, in *kar_na* auf Lautwechsel beruhen? Ich vermute, daß mancher den Fall des indischen *η* ausscheiden wird, bei dem die Lautgesetzlichkeit in der Fernangleichung an sich schon 'verdächtig' ist. Er wird ihn ausscheiden, weil er auf 'dravidischer Lautsubstitution' beruhe. Das mag ganz oder halb richtig sein. Aber wird die Lautsubstitution oder etwas damit in Zusammenhang Stehendes nicht auch bei manchen andern Nah- und Fernwirkungen eine Rolle spielen? Im Einzelfall wird sich das meist schwer entscheiden lassen. Ein Teil der Nahwirkungen wird sicherlich auf Lautsubstitution beruhen, also auf Lautwechsel, ebenso wie ganz ohne Zweifel manche Fernwirkung durch Lautwechsel zustande kommt. Aber wie ist es in andern Fällen? Liegt sonst bei den Nahwirkungen immer nur allmählicher Lautwandel vor, und ist dieser bei den Fernwirkungen ein für allemal ausgeschlossen? Ich muß gestehen, daß ich darauf keine Antwort habe und daß ich fremden Antworten nicht traue, solange die allgemeine Frage der Lautveränderung noch ungelöst ist.

Meine Meinung geht also dahin: Schwierigkeiten in der Aussprache schaffen die Vorbedingungen für Ausgleichung, Verunähnlichung, Umstellung und Silbenschwund. Schwierigkeiten können dabei ebenso gut ähnliche wie gleiche Laute machen. Die beiden unterscheiden sich von einander ja nur durch das Weniger oder Mehr an gleichen Artikulationen. Es kommt aber für den Sprechenden darauf an, in jedem Fall genau das Richtige zu treffen. Die nicht genügend beaufsichtigten Sprachorgane versagen jedoch manchmal. Bald werden zuviel bald zu wenig Artikulationen ausgeführt. Wenn **sterlā* zu *stella* geworden ist, hat der Mitlaut hinter dem *e* die Bewegung der Zunge für das *l* schon vorausgenommen, das ist ein Zuviel von den in Bereitschaft stehenden Artikulationen. Andererseits ist die für den Zitterlaut nötige Sonderbewegung unterblieben. Die Zungenstellung des *l* ist damit schon hinter *e* erreicht, sie bleibt nun für das *l* vor *a* bei, ebenso wie bei der Aussprache *rl* die Stimmbänder ununterbrochen schwingen und nicht etwa die Stimmbänder dazwischen in die Ruhelage zurückkehren, u. s. w. Wie bei *stella* aus **sterlā* ist es ganz entsprechend bei *lilium* aus *lei_lion* mit dem Mehr und Weniger der Artikulationen, nur daß die sämtlichen Artikulationen für *l* zweimal ausgeführt werden müssen. Wann und ob in den beiden Fällen Lautwandel oder Lautwechsel vor sich gegangen ist, weiß ich nicht zu sagen.

Beim Angleichungszuwachs wie in *proprior* für *propior* lag die Schwierigkeit der Aussprache darin, daß dieselben Artikulationen wiederkehren *p — p, r — r*, nun sollte das erste *p* mit *r*, das zweite ohne *r* gesprochen werden. Die Sprachwerkzeuge taten zu viel des Guten und artikulierten auch hinter dem zweiten *p* ein *r*, weil noch ein *r* folgte.

Die Verunähnlichung ist keineswegs ein Widerspruch zu der Angleichung, nicht einmal im Mund desselben Mannes; davon kann man sich am besten an Sprachkunststückchen überzeugen. Im Ortsnamen *Hiltolvingen* bereitete es Schwierigkeiten, das *l* zweimal an derselben Silbenstelle hervorzubringen. Es kam darauf an, dieselben Artikulationen für das *l* voll zu wiederholen. Die Sprachwerkzeuge lieferten aber nur einen Teil davon, bei der Zungenartikulation fiel die Seitenbewegung weg, es trat dafür die im Wort sonst nicht vorkommende Zitterbewegung an die Stelle, so entstand *Hiltlerfingen*.

Beim Verunähnlichungsschwund wie bei *φρήταρχος* unterbleibt eine Zahl von öfter wiederkehrenden Artikulationen. Es ist aber manchmal schwer zu sagen, ob Schwund oder Ersatz vorliegt. Ist in *πεφίληκα* die Tenuis an die Stelle der Aspirata getreten, oder setzte der Hauch erst nach Sprengung des Verschlusses, nicht gleichzeitig mit ihm, ein? Nur in letzterem Falle läge Schwund vor. Nicht geschwunden, sondern durch die Dehnung des Vokals ersetzt ist *l* in aram. *šēšaltā* 'Kette' aus **šelšaltā*.

Die Umstellung hat Schopf aus der Verbindung von Angleichung und Verunähnlichung erklären wollen. Ein Stück dieser Erklärung bleibt richtig, wenn auch das Übrige daran nicht haltbar ist. Äußerlich weist *it. strupo* für *stupro* entscheiden die Verbindung beider Erscheinungen auf. Der Vorgang ist aber doch wohl etwas anders. Zu sprechen ist zweimal eine offene Silbe, die das eine Mal die Verbindung Zischlaut + Verschlusslaut, das andre Mal Verschlusslaut + Zitterlaut am Anfang aufweist. Die Schwierigkeit der Aussprache liegt in der ähnlichen Bildung beider Silben. Das erste Mal folgt der Selbstlaut unmittelbar auf den Verschlusslaut, das andre Mal ist er durch den Zitterlaut von ihm getrennt. Da versagen die Sprachwerkzeuge in der Reihenfolge. Das scheint mir das Wesen der Umstellung zu sein, auch bei der Nahumstellung wie in *Wespe*. Grundsätzlich ist darum auch kein Unterschied zwischen der einseitigen Umstellung wie in *coacla* für *cloaca* und der zweiseitigen wie in *lerigio* für *religio*. Zur zweiseitigen gehört übrigens auch *accerso* neben *arcesso*; denn hier ist nicht nur die Stellung der *r* verändert, wie Schopf S. 200 annimmt, sondern auch die Geminata vertauscht.

In eine Reihe mit Angleichung, Verunähnlichung und Umstellung gehört auch der Silbenschwund. Wenn in der ostfränkischen Mundart Coburgs, ähnlich wie nach Brugmann IF XXXVIII 206 f. im Rheinfränkischen, das unbetonte *ihr* mit *ihrer* verschmilzt, z. B. *habdərə?* aus *habd ər ərə?* 'habt ihr ihrer?' = 'habt ihre welche?', so liegt die Schwierigkeit vor, zweimal hintereinander *r* hinter *ə* zu sprechen und ein *ə* noch hinzuzufügen. Hier versagen die Sprachwerkzeuge des unaufmerksamen Sprechers, sie liefern ihm eine Silbe zu wenig. Wenn die zwei schwierigen Silben verschiedene Selbstlaute haben, siegt der wichtigere. Bei der Zusammensetzung **κλεινονεφής* ist das *ο* unwichtig, da *κλεινός* in seinen verschiedenen Formen mannigfaltigen Wechsel des Selbstlautes der letzten Silbe kennt, *νόφος* dagegen hat stets sein *ε*. In *veneficus* aus **venēnificus* mußte aus entsprechendem Grund *ē* erhalten bleiben, zumal es lang ist, während das *i* unwesentlich war und wegen des *i* der folgenden Silbe sogar eine gewisse Ausspracheschwierigkeit in sich schloß.

Bei diesen vier verschiedenen Änderungen hat regelmäßig ein Laut oder eine Lautgruppe nachzugeben. In den indogermanischen Sprachen machen wir die Beobachtung, daß meist der spätere Laut oder die spätere Lautgruppe maßgebend ist. Das ist aber nicht gleichartig in den verschiedenen Sprachen, im Baskischen z. B. richtet sich die Stimmhaftigkeit gern nach dem vorausgehenden Konsonanten, während es bei uns umgekehrt ist, z. B. *hapt* 'habt' in der deutschen Bühnenaussprache. Aber gerade im Deutschen gibt es auch die umgekehrte Einstellung, so beim *ch*-Laut, der sich nach dem vorausgehenden Selbstlaut richtet im Gegensatz z. B. zu den slavischen Sprachen und dem Neugriechischen; es mag das vielleicht mit der verschiedenen Silbenbildung in den genannten Sprachen zusammenhängen. Manchmal entscheidet sich eine Sprache im Einzelfall aber in entgegengesetzter Richtung als gewöhnlich. Da sind vielfach besondere Einflüsse maßgebend, worauf Hoffmann-Krayer in seinem oben genannten Aufsatz nachdrücklich hingewiesen hat: Betonung, etymologische Anlehnung, volksetymologische Anlehnung, Analogie oder auch Anlehnung an eine besonders geläufige Lautverbindung. Diese Einflüsse können je nachdem die übliche Richtung unterstützen oder ihr entgegenstehen. So kann schweiz. *Misereri* in Anlehnung an *miser* sein erstes *r* gegen die übliche Richtung und, obwohl es unbetont war, in *Misereli* beibehalten haben. Der Sprechende empfand den Zusammenhang der beiden lateinischen Wörter, und dieser Zusammenhang hielt bei unachtsamem Sprechen vor. Die Etymologie hat also so erhaltend gewirkt. Ich kann mir aber nimmermehr denken, daß in derselben Weise, nur umgekehrt, falsche Anlehnung an die Verkleinerungsendung *-li* das zweite *r* in *l* geändert hat. Die Änderung hat sich wie gewöhnlich doch ohne das Bewusstsein des Sprechenden vollzogen, dann kann aber unmöglich, wie Hoffmann-Krayer S. 505 will, die Volksetymologie umgestaltend gewirkt haben. Nur das wäre denkbar, daß, weil viele Wörter auf *-li* ausgingen, bei unachtsamem Sprechen, auch *Misereri* die häufige Endung *-li* erhielt. Das wäre aber nicht mehr Auswirkung der volksetymologischen Kraft, sondern ein Verfallen in eine besonders geläufige Lautverbindung. Die Volksetymologie konnte erst nach der Umgestaltung hier oder in *Helmsdorf* aus *Hermsdorf* zur Geltung kommen.

Treibende Kräfte in der Entwicklung der Sprache sind immer nur die Kräfte, welche die menschliche Seele ausmachen. Ernst Otto nennt ihrer drei: das Streben nach Bequemlichkeit, das Streben nach Klarheit und das Streben nach Schönheit. Diese drei Kräfte mögen allerdings ganz besonders wichtig für die Veränderungen in der Sprache sein, aber sie sind nicht allein vorhanden. Otto selber ist S. 16 seiner Schrift das Streben nach Kürze mit untergelaufen. In Wirklichkeit ist keine Geisteskraft ausgeschlossen bei der Schöpfung und Umgestaltung der Sprache. Ebenso wie in der Seele des Menschen sonst diese verschiedenen, zum Teil sich widersprechenden Kräfte tätig sind, so sind sie auch neben und gegen einander bei der Entwicklung der Sprache tätig. Wenn **canmen* zu *carmen* geworden ist, so möchte ich darin zwar die Folge des Strebens nach Klarheit sehen, das *n* und *m* auseinander hält. Aber aus **canmen* wird nur der *carmen* machen können, der auf das eben zu Sprechende nicht die nötige Acht gibt, sonst würde er ja **canmen*

sagen, wie es seine Sprachgenossen können; er würde aber nimmermehr im Streben nach Klarheit bewußt das seinen Sprachgenossen noch unbekannte *carmen* anwenden. Es hat sich also, ehe das Streben, recht deutlich *n* von *m* zu scheiden, voll zur Wirkung kam, Frau Bequemlichkeit oder sonst etwas hinzugesellt und hat zwar die Scheidung noch zu stande kommen lassen, zugleich aber auch die Zungenartikulation durch eine ähnliche ersetzt und das Gaumensegel nicht in Bewegung gebracht. Trotz der Klarheit haben die Sprachwerkzeuge versagt, sie haben nicht ihren vollen Dienst getan, weil ihr Herr, der Sprechende, ihnen nicht seine volle Aufmerksamkeit widmete. Genau so hat man es zu verstehen, wenn **mizer* zur Zeit der Umwandlung der *z* in *r* zu *miser* wird. So spiegelt sich in der Entwicklung der Sprache der ewige Kampf der geistigen Betätigungen. Dabei spielt die Faulheit, die Bequemlichkeit, also die negative Betätigung, die Hauptrolle. Sie gibt gerade bei den hier behandelten vier Spracherscheinungen überall den Ausschlag dafür, daß eine Umgestaltung zum ersten Mal vorkommt.

Die Schwierigkeiten in der Aussprache sind die Bedingungen dafür, daß jene Triebe eine Umgestaltung zu Wege bringen. Etymologische Ähnlichkeit, Betonung u. s. w. liefern die Bedingungen für den Weg, den die Umgestaltung einschlägt. Warum in unsrer Frage die indogermanischen Sprachen im Gegensatz zu andern Sprachen, falls keine sonstigen besondern Bedingungen vorliegen, dazu neigen, den ersten Laut umzugestalten und den zweiten zu bewahren, ist noch nicht recht klar. Hier kann uns vielleicht die Mitarbeit der Experimentalpsychologen in Zukunft mancherlei Aufklärung bringen.

Das eben Auseinandergesetzte konnte zeigen, wie eine Veränderung aufkommt. Sie ist von mir gedacht als ein Versprechen. Ich folge also darin Meringer und wüßte nicht recht, wie ich mir den Vorgang anders vorstellen sollte. Die schwierige Frage, ob Lautwandel oder Lautwechsel vorliegt, mag dabei wieder unberührt bleiben. Mit dem Versprechen des Einzelnen oder Einzelner ist aber noch keine allgemeine Veränderung in der Sprache herbeigeführt; dazu gehört mehr. Und da setzt ein Streben ein, das beim Menschen in jeder Beziehung die größte Rolle spielt, merkwürdigerweise aber von Otto ganz übergangen ist, vielleicht, weil er nun an die erste Veränderung dachte: das ist der Nachahmungstrieb. Wer eine neugebildete Form wiederholt hört, kommt in Versuchung, sie ebenfalls zu gebrauchen. Der Nachahmungstrieb ist eine der wesentlichsten Gaben des Menschen, das Sprechen zu lernen. Er ist es, der die Analogie zu ihrer großen Bedeutung für die Beherrschung des Sprechens erhebt. Er ist es auch, der die besonders durch das Streben nach Bequemlichkeit zustande gekommenen Angleichungen, Verunähnlichungen, Umstellungen und Fälle des Silbenschwunds zum Allgemeingut in der Sprache macht.

Ihm erliegen vielfach die Erwachsenen, die einen festen Gebrauch der Sprachformen haben sollten, ihm sind völlig ausgeliefert die Kinder, die ja mit seiner Hülfe das Sprechen lernen. So sind der Trieb zur Bequemlichkeit und der zur Nachahmung bei den vier behandelten Spracherscheinungen die Hauptkräfte für die Entwicklung.

Göttingen.

EDUARD HERMANN.